

gegründet von des Allernachbarlichst-Edelgeb. v. 7. 84. v. M. H. H. H.

# Deutsches Adelsblatt



Wochenschrift  
für die Interessen des deutschen Adels  
beider ConfeSSIONen

Dieses Blatt erscheint 1-2 Bogen hart, einmal wöchentlich und am Sonntage. — Der Abonnementpreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beträgt 3 Mk. pro Quart, für das übrige Ausland 4 Mk. Brecht der Einzelst. 50 Pf. — Man abonnirt bei allen Post-Anstalten u. Buchhandlungen des In- u. Auslandes sowie bei der Expedition Berlin W. Singerstr. 11, für Preußen auch bei den Zeitungs-Expeditoren. Das Deutsche Adelsblatt ist in der amtlichen Zeitungs-Preisliste von 1868 unter Nr. 1371 eingetragen. — Nachdruck ist nur mit voller Quellen-Angabe gestattet.

N<sup>o</sup> 10.

Sonntag, den 9. März 1884.

II. Jahrg.

## Inhalts-Verzeichniß:

Friedrich der Große und der Adel. — Selbstbestimmtheit und Standesrecht. — Der Untergang des Tempelbergs. — Ordo Moresque der Familie „Gies“. — Wiener Briefe. — Vaterl. Mahnrede. — Aus dem Karstboden. — Bücherchau. — Familien-Nachrichten. — Briefkasten. — Inserate.

## Friedrich der Große und der Adel.

Wenn es sich für die „Deutsche Adels-Gesellschaft“ und das „Deutsche Adelsblatt“ darum handelte, nach katholischer Art einen Patron zu wählen, so würde sich dazu Niemand besser eignen als Friedrich der Große, weil sich in der Weltgeschichte Niemand findet, der das „noblesse oblige“ in so vollkommener und allgemein anerkannter Weise verkörperte als er.

Indem das „Deutsche Adelsblatt“ erklärt, in seinen Bestrebungen für den deutschen Adel lediglich den königlichen Leistungen von Sanssouci zu folgen, macht es jeden Angriff, jeden Hohn auf diese Bestrebungen zu nichte, weil Friedrich der Große, seine Auffassung des Adels und des noblesse oblige das unbedingtste und handgreiflichste Gegenstück dessen ist, welches den Spöttern vorschwebt, wenn sie unsere Leistungen lächerlich machen wollen. Denn Friedrich der Große verstand unter Adel nichts als Gehilfen und ritterliche Aufopferung für das Allgemeine, wie er auch selbst nur König sein wollte, um der erste Diener des Staats, ja süßen wir hinzu, der geplagteste und freudensloseste Diener des Staats sein zu dürfen. Daß der Adel seiner Zeit das Ideal noch nicht vermischt hätte, war ihm sehr wohl bekannt; ebenso ist es uns bekannt, daß der Adel unserer Zeit das Ideal des Adels noch nicht verlor. Das aber beweist nichts gegen, sondern Alles für die auf Vermittlung desselben gerichteten Bestrebungen. Eben weil seit der Verwilderung des Adels immer an der Reinigung und Erziehung des

Adels gearbeitet wurde, namentlich in Preußen, eben deshalb war es den ersten Großleuten Preußens, seinen Regenten, möglich, in dem Adel ein Werkzeug für den allgemeinen Dienst zu gewinnen, wie es so ritterlich und aufopferungsfähig kein anderes Land aufzuweisen hat.

Der große König hatte oft genug Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß es für ihn eine schwere Aufgabe sei, die mächtige und pommerche Ritterschaft aus Vorurteil und Unrecht herauszutreiben, wie es auch für die ersten Hohenzollern nicht leicht war, die Klauenträger zu bändigen. Indessen kamen die Hohenzollern dem Ziele doch näher, wenn ihr Beispiel und ihre Lehren auch noch weit davon entfernt sind, ihre volle Nachahmung und Würdigung gefunden zu haben, ein Schicksal, welches allen Idealen eigentümlich ist, und dem höchsten Ideal, dem christlichen, am meisten.

Was speziell Friedrich des Großen betrifft, so ist derselbe in so ausgeprägter Weise ein Symbol des humanen Fortschritts, daß eine Bestrebung, welche diesem Fortschritt folgt, umsoweniger in den Beruf reactionärer Tendenzen kommen kann, als es sich für unsere Zeit nur um den Geist der Friedrich'schen Adelspolitik, nicht aber mehr um die Formen handelt, welche der König vor hundert Jahren noch festhielt. Diese Formen sind theilweise verfallen, weil der Adel in Europa nicht auf der Höhe des noblesse oblige stand und deshalb die Spinnweben der französischen Revolution, sowie der späteren demokratischen Hochschulen über sich ergießen lassen mußte. Wäre der Adel in ganz Europa vor 100 Jahren gewesen, was Friedrich der Große im Dienste des Fortschritts und des allgemeinen Wohls als erster Edelmann seines Staates war — niemals hätten die verschiedenen Revolutionen ausbrechen können und niemals würde man daran gedacht haben, dem Adel sein Privilegium zu schmälern. Diese Privilegien sind dem Strafgericht des verlegten noblesse oblige



verfallen, und kein vernünftiger Mensch denkt an ihre Wiederherstellung. Daß Eine aber, das Wesentliche der königlichen Adelspolitik, hat sich in die neue Zeit gerettet und beansprucht auch noch für die Zukunft seine volle Bedeutung: dies besteht in der von Friedrich hervorgehobenen Fähigkeit des Adels, die vorzüglichste Stütze des Thrones, des Heeres und des Staates zu sein. Diese Ansicht leitete alle Anordnungen, welche der große König für den Schutz der Adelsprivilegien traf. Damit handelte die fortschrittliche Richtung seiner Politik durchaus nicht im Widerspruch, wie liberale Geschichtsschreiber irrtümlich behaupten. Ganz im Gegenteil setzte Friedrich die Privilegien des Adels lediglich als ein gemeinsames Instrument, als ein Wachtmittel im Interesse einer aufklärten, humanen und volkfreundlichen Politik auf, ähnlich wie ihm die Privilegien des Thrones, die Machtvollkommenheiten des Königtums auch nur in diesem fortschrittlichen Lichte erschienen.

Wollte er diese Maßregeln besch, eben deshalb konnte er ein wirklicher Landesvater, ein Bauernkönig, der Abschaffer der Leibeigenschaft und der Joller, sowie der religiösen Intoleranz sein. In seinem berühmten Kausje gegen die Ausschreitungen der Lustig waren bürgerliche Elemente seine Gegner. Sein berühmter Streit für den durch einen Aufstand an gemordeten Müller Arnold in Aulstirn charakterisiert sich dadurch, daß ein adliger Oberst als Sachverständiger den König unterstützte, während die Räte, welche dem armen Müller einen grausamen Prozeß machten und auf dem toten Buchstaben bestanden, Nichtsblige waren.

Wenn die Gegner und Verächter des Adels diesen als die Verkörperung des Mühschritts, der Barbarei, darstellten, so schwebt ihnen dabei lediglich ein Zerbild des Adels vor. Solche Karikaturen lassen sich von der Monarchie, von der Geistlichkeit, von der Lustig, von den Bauern, tutzum von jeder Institution liefern. Es wird dadurch bloß etwas gegen die Ausartung, gegen das Zerbild und demgemäß Alles für ein Verstreben bewiesen, welches auf die Vermeidung der Ausartung und die Ausgestaltung der ureigenen Idee gerichtet ist.

Wie die Adelspolitik des großen Königs nicht im Widerspruch stand mit der fortschrittlichen, humanen, toleranten und volkfreundlichen Richtung seiner ganzen Politik, so steht auch die Adelspolitik unseres Vlattes nicht im Widerspruch mit dem Ideen des humanen und sozialen Fortschritts, sondern ganz im Gegenteil fassen wir den Adel nur als ein besonderes brauchbares Werkzeug für die Verwirklichung dieses Fortschritts auf, wie uns jede Kammer des „Adelsblattes“ bezeugen wird.

Um unsern ungerechten und intoleranten Gegnern einen solchen, für sie ungläubhaften Standpunkt historisch verständlich zu machen, zogen wir ein klassisches Beispiel, nämlich den freisinnigen und aufgelaarten König heran, welcher v-klommener wie je ein Anderer in einem arbeitsvollen, freudenvollen Leben das noblesse oblige durch grenzenlose Hingabe an den öffentlichen Dienst verlorperte.

## Standesbewußtsein und Staudesehre.

### II.

Oleentlich für die Beratung über die etwaige Bildung eines Oberhauses für den Norddeutschen Bund sand der Fürst Bismard sich heran, über den englischen Adel — der sich ja in letzter Zeit allerdings auch im Niedergange befindet — seine Ansicht zu äußern. Derselbe bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Was den Antrag auf Gründung eines Oberhauses betrifft, so kann er an und für sich im Prinzip ja nur jedem Konservativen willkommen sein. Es ist ein Gemüthsak, der an der Staatsmaschine angebracht wird, um auf abschüssigen Stellen ein zu rasches Fortgleiten zu hindern; es ist eine finkere Beteiligung derjenigen, die etwas zu verlieren haben,

an dem Staatswesen; dorer, die nicht geneigt sind, auf Kosten und Gefahr des Staates zu hoch zu spielen, weil der eigene Einsatz zu stark wäre. Es ist die Uebertragung eines der wesentlichsten Vorzüge der englischen Einrichtungen auf unsere Zustände, eines Vorzuges, den ich darin sehe, daß es in England eine große Anzahl annähernd königlicher Existenzen giebt; ich will näher erläutern, was ich darunter verliede: nämlich besinterrifizierter Existenzen, die auf dieser Welt eigentlich nichts Erhebliches zu wünschen haben, was sie verleiten könnte, anders als nach ihrer wohlbedachten ruhigen Ueberzeugung vom Besten des Staatswohls zu urtheilen, ich will lieber sagen, befriedigter Existenzen, denen der Trieb fehlt, auf dem politischen Gebiete die Befriedigung sozialer und finanzieller Bestrebungen zu suchen. Das halte ich für einen außerordentlichen Vorzug der englischen Zustände. Man experimentirt dort nicht so leicht, weil diejenigen, die dort experimentieren sollen, zusammen einen gewaltig hohen Einsatz von Vermögen und Wohlsein zu verlieren haben.“

„Königliche Existenzen“: Das ist das richtige Wort, von welchem sowohl der Ausspruch des spanischen Adels: Ich bin ein Edelmann so gut wie der König, nur nicht ganz so reich, als auch das Wort des Königs Franz I.: der erste Edelmann des Reichs zu sein, ihre rechte Beleuchtung empfangen. Das rechte Staudesbewußtsein des Adels muß in der That ein königliches sein, selbstverständlich innerhalb der Grenzen seiner Macht- und Berufssphäre und in der gewissen Unterordnung unter den, welchen er als ein Soupt betrachten muß. Es wird sich dies noch deutlicher herausstellen, wenn wir das Wort „königlich“ weiter auseinandersetzen und insbesondere die Fülle der darin begriffenen Pflichten Reue passiren lassen. Wir finden darin zunächst, daß, wie ein König ohne Land nur ein Schattenkönig ist, so auch ein Adel ohne Grundbesitz in der Luft schwebt und nur eine Scheinexistenz führt. Wir finden darin ferner, daß das Wort „pauvre paysan — pauvre roi“ auch auf den Adel seine Anwendung findet und daß dieser sich ebenfalls nur zu heben vermag, wenn er nicht egoistisch sein isoliertes Sonderinteresse, sondern das Wohl und Befee des gesamten Grundbesitzstandes und speziell des in seiner Macht- und Berufssphäre befindlichen Bauernstandes in das Auge faßt. Wir finden darin drittens, daß, sowie ein König sich mit der Gesamtheit seines Volkes und Staates identifiziert und alle Klassen der Bevölkerung mit gleicher Liebe und Fürsorge umfassen wird, wenn er anders nicht das volkshämliche Furchantem seines Thrones erschüttern oder zerstören will, so auch der wahre Adel, wenn er eine volkshämliche Stellung behaupten oder wiedergewinnen will, sich als den Vertreter und Vorkämpfer der Bedürfnisse und Interessen nicht eines einzelnen, sondern aller Stände und insbesondere der Masse der Bevölkerung bewähren muß. Wir finden darin endlich, daß wie ein König seinen Beruf und seine Aufgabe am richtigsten erfüllt und am besten erfüllt, wenn er sein Königtum von Wichtigen Gnaden praktisch dahin interpretirt, sich selbst als den ersten Diener des Staates zu betrachten, so auch der Adel von Gottes Gnaden in dem noblesse oblige und dem „Ich dien“ den Maßstab für seine Haltung und die Richtschnur für sein Handeln suchen muß, natürlich hier wie dort mit der Maßgabe, daß ihm seine Pflichten nicht durch die wechselnden Bedürfnisse der Menge, sondern durch die heilige und unverlegliche Instruktion von Oben her vorgeschrieben werden.

Diese königliche oder quasi königliche Auffassung seines Staates und seiner Stellung ist das rechte und rechte Staudesbewußtsein des politischen und sozialen Adels und empfängt von daher auch das sonst unter den heutigen Verhältnissen schwer verpännliche Ahnenwesen die rechte Beleuchtung, Herrorgemachtchen aus der Konstitution der freien Geburt, hat dasselbe im Laufe der Entwicklung den Charakter der Hestellung und Hesthaltung einer Adelsdynastie angenommen und entspricht auch in dieser Beziehung der Entwicklung der

Dynasten- und Fürstengeschlechter, welche in ihren Anfängen sich von dem Adel nicht wesentlich unterscheiden.

In ähnlicher Weise wie mit dem Standesbewußtsein verhält es sich aber auch mit der Standeshöhe. Es ist ein bekannter Ausspruch des vorzüglichsten Präsesenten v. Werlach, daß der Adel keineswegs der einzige Stand ist, der seine Standeshöhe hat und auf diese halten muß; daß aber jeder Stand seine besondere Standeshöhe hat, sobald beispielsweise die Ehre des Kaufmannsstandes nicht in der Tapferkeit, sondern in der redlichen Beibehaltung seiner Kunden, in der gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten und in der pünktlichen Einlösung seiner Wechsel, die Ehre des Offiziersstandes dagegen in der Treue und Tapferkeit, sowie in der Hingebung seiner Person für den Dienst des Vaterland bestehe: *fideiis et fortis*, wie ein alter Wappenspruch lautet.

Dies auf den Adel angewandt, so glauben wir dessen besondere Standeshöhe dahin zusammenfassen zu müssen, daß derselbe nach allen Seiten hin eine königliche Haltung bewahrt; daß er nach Außen hin eine in sich selbst befriedigende Gestalt repräsentiert; daß sein Erwerbshin vornehmend auf sociale und politische Ehren gerichtet ist; daß Geld und Geldeswerth für ihn nur als die materielle Unterlage seiner sonstigen Stellung und seiner höheren Aufgabe in Betracht kommt und daß insbesondere sein Wort über alles Dueten und selbst über die Staatstrafon erhaben ist.

Es fehlt nicht an Beispielen und Aussprüchen in der Geschichte, wo das Wort des Edelmannes über das des Fürsten gestellt wird. Graf Arias Gonzalo und sein jüngerer Sohn sprengen, wie uns der Sid erzählt, vor die Bette der Belagerer: „König Sancho sei kein Edelmann, habe keine Ehre. Wer das Gegenteil behauptet, möge zum Kampfe erscheinen.“ König Franz ladet den Kaiser Karl V. auf sein Königswort nach Frankreich. „Schönen Dank!“, antwortet Karl, „wie mir erst Dein Wort als Edelmann, dann will ich kommen.“ Selbst Ludwig XIV., dieser stolze und selbstbewußteste aller Könige, pflegte eine besonders stieliche Versicherung mit dem Zusätze zu begleiten: „Auf mein Wort als Edelmann.“ Der Grund hierfür ist kein anderer, als daß das Wort des Königs durch sachliche Mächtigkeiten und Interessen durch die sog. Staatstrafon getrübt und altertirt werden könnte, das des Edelmannes aber nicht. Die Ehre des Edelmannes beginnt mit der Person und endet mit der Person, ist etwas rein Geistiges, Ideales. Diese Realität, dieses Betonen des geistigen Moments und der Persönlichkeit ist es eben, welche das spezifische Kennzeichen der Standeshöhe des Adels und die charakteristische Differenz zwischen der Standeshöhe des Bauern und des Edelmannes bildet. Für den Bauern ist die Konfession seines Erwerbs Hofes in den Händen seiner Familie Selbstzweck, während Weides für den Adel nur Mittel zum Zweck sein soll oder, wie man es auch sonst ausgedrückt hat, in der Erhaltung des Besitzes in der Familie treffen Edelmann und Bauer zusammen, in dem Zwecke gehen sie auseinander.

## Der Untergang des Templereordens.

„Milites templi domini Jerosolimitani novi sub tempore gratie Machabeae“ bezeichnet am 16. Juli 1145 oder 46 Papp Eugen III. den damals schon mächtigen geistlichen Ritterorden, den im zweiten Decennium des 14. Jahrhunderts das päpstliche Verdamnungsurtheil traf, nachdem er fast zwei Jahrhunderte hindurch als großartiges und imponantes Meteor im Zeitalter der Kreuzzüge gegläntzt hatte.

Ob schon haben historische Forscher sich die Aufgabe gestellt, das schnelle Emporblühen wie den jähen Untergang dieses Ordens kritisch zu beleuchten und zu unterfuchen. Aber, während Einige die verantwortlichen Tempelritter als schuldlose Mächtyrer darstellen, Andere sie als den Abfchaum der Weltlichkeit zu bezeichnen versuchen und für Weides in der Ordensgeschichte hinlänglichen Anhalt und glaub-

würdige Belege vorfinden, haben nur Wenige sich auf den rein menschlichen Standpunkt zu stellen versucht. Das aber ist notwendig zur richtigen Beurtheilung von Männern, die im Guten wie im Schlimmen mit keinem allfälligen und gemäßigten Maß gemessen werden dürfen, da dasselbe auf sie angewendet wie das Weis des Profanisten erscheint, mithin nicht paßt. Weis man möglichst unparteiisch bei ihrer Beurtheilung, so kann man wohl sagen: „Die Beurtheilungen waren weder so schuldig als ihre Richter, noch so schuldlos als ihre Verteidiger sie wissen wollten.“ Richter, Ankläger und Inquirenten waren nicht streng gefordert, denn der ganze Prozeß war nur dazu angethan, um Verhältnisse gegen den Orden zu masfieren, welche staatsmännische Klugheit vor den Augen der Miltredt zu verthüllen für gut befand.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte des Ordens seit seiner Entstehung, so finden wir in den Tempelritten ursprünglich thatkräftige und für ihre freiwillig übernommene schwere Pflicht begeisterte Männer, die als wohlgeschulte und selbstergebene Hthaltung auftretend, Erfolge im Kampf errangen, welche den unbesüßiplinirten Massen der Kreuzfahrer, die das Vordringen überfchwermet hatten, munderbar und übermenschlich erschienen. Ansehen, Besitz, Macht, Reichthum strömten daher bald diesem Orden zu, der durch seine impolante Erscheinung die große Menge blendete und zur Verwunderung hintrieb, welche ihrer öffentlichen, in die Augen fallenden Barmherzigkeit ein grenzenloses Lob spendete, aber den Werth der bescheidenen und stillen Thätigkeit, der die Hospitaliter neben ritterlichem Kampf ihr Leben geweiht hatten, kaum zu schätzen wußte. Natürlich konnte dieser große Beifall der Menge auch die Tempel selbst verblenden, an die mit Vermehrung der Macht auch die Gelegenheit, dieselbe zu mißbrauchen, häufiger herantreten mochte. „Zu groß für dieses schlecht verwahrte Herz war die Verführung“, mochte man mit Duetzenberg sagen im Hinblick auf manche gewaltsamen und folgenschwere Thaten der Tempel.

Die Stiftung des jüngeren deutschen Ritterordens gegen Ende des 12. Jahrhunderts vollzog sich in praktischer und verständiger Weise derartig, daß derselbe von den beiden älteren großen Ritterorden im Orient das Nützliche, was man von ihnen kannte und sah, in sich aufnahmelen und nachzubilden suchte: von den Hospitalitern das Samaritertthum und die rationelle Bewirtschaftung des Grundbesitzes; — von den Tempelern das für damalige Zeit bis zur Vollendung ausgebildete Ritterwesen.

Die Worte, mit denen unser unsterblicher Dichter den Johanniter-Ritter charakterifirt, passen daher auch auf den deutschen Ritter, der neben dem kriegerischen auch einen mehr friedlichen edlen Beruf kannte, aber sie passen nicht auf den Tempel, der von Hause aus nur für den Krieg gezogen war und in Friedenszeiten ebenso unbrauchbar in den Augen des Speisbürgertthums erschien wie die heimathlose Soldateska der spätern Zeit, die nach längeren und größeren Kriegen noch viele Jahre, oft Jahrzehnte hindurch eine allgemeine Landplage blieb, weil man sie nicht richtig zu verwenden wußte, bis die Könige von Preußen der Welt zeigten, daß aus den Soldaten alles werden könne.

Wenn aber diese Einseitigkeit bei der Stiftung des deutschen Ordens richtig als Fehler erkannt und vermieden wurde, warum haben die Tempel sie weiter beibehalten? Auch sie hatten den Fehler der Einseitigkeit allmählig erkannt und ihn zu beseitigen gesucht, jedoch in anderer Weise.

Während die Johanniter in dem von ihnen gelegenen Samaritertthum etwas Gemeinnütziges und Gemeinderständliches schufen, dem freudig, gern und willig alle die sich anschließen konnten, die ein warmes Herz, ein reges Mitleid für die leidende Menschheit besaßen, gleichviel ob sie hoch oder niedrig gestellt, klug oder einfältig waren; so suchten die Tempel für ihre Lebensbestimmung ein Ziel, welches so hoch über dem Können und Vermögen der gemäßigten

Menschen stand, daß nur eine Elite der Menschheit, eine geistige Aristokratie im höchsten Sinne des Wortes dieser Aufgabe vielleicht gemachtem gewesen wäre. Daß der Tempelorden aber nicht durchweg aus Gliedmaterial gebildet worden war, erkennen wir nur zu deutlich in der Geschichte seines Bestehens. Neben großartig angelegten und edlen Taten sehen wir hier auch viele Menschen, die außerordentlich geeignet waren, das Ansehen des Ordens in den Augen der Mittelwelt zu schädigen. Wo aber der Orden nicht durchweg als Elite erschien, war er gerade durch seine Grobartigkeit besonders geeignet, Paß und Abscheu erregend auf die Mittelwelt zu wirken.

Ueberall, wo ein Mensch einer ihm gestellten Aufgabe, die er nicht von sich weisen kann, nicht gemachsen ist, sehen wir eine moralische Niederlage bei ihm eintreten, die ihn entweder still niederdrückt, oder nach Maßgabe seines Bestehens und ungezügelter Temperaments in ihm eventuell das Dispositionsein zu Exzessen erzeugt, durch die er das gehörte Gleichgewicht herzustellen und die Ursache der eigenen innern Unzufriedenheit auf die Mittelwelt zu übertragen sucht, weil die Idee des Einblendens meist bequemer und daher häufiger ist als die des agnus Dei. So machten auch häufig Personen im Orden, die einer schweren Aufgabe nicht gemachsen waren, bei Mißerfolg ihrem gerechten Gefühl durch leidenschaftliche Ausdrücke Luft, die die Mittelwelt in furchbarer Weise erregt haben, um diejenige innere Mühe zu suchen, welche dem Christen allein das In-die-Höhegehen verschaffen kann.

Fragen wir nun aber, welches diese hohe Aufgabe gewesen, die der Tempelorden sich gestellt hatte, so ist es einleuchtend, daß die Ritter durch ihren ersten Aufstiehsort in der Höhe des ehemaligen salomonischen Tempels, den sie ihren Namen entlehnt hatten, unwillkürlich darauf konnten denken, sich über das Judentum und seinen Kultus zu informieren; die tägliche Begegnung mit den Sarazenen aber brachte sie leicht mit dem Islam in Berührung und, wie es scheint, hatten sie die Idee erfaßt, neben dem engen Band, welches die gesamte Christenheit umschloß, ein weiteres für die drei großen monotheistischen Religionen zu finden, indem sie die Momente zu fixiren suchten, wo diese Religionen einander nahe kamen oder sich wirklich berührten. Aus dieser Idee entstand vermuthlich die Sage, daß Saladin von einem gefangenen Tempelritter sich in den Ordensmysterien habe unterweisen und darauf selbst in den Verband der Tempel aufzunehmen lassen. Welche das auch nur ein frommer Wunsch des Ordens sein, eine Fabel, die der Billigkeit wenig entsprach, nur dazu erfinden, um Keinen Geistern mit der Grobartigkeit der Ordenshöflichkeit zu imponiren, so sehen wir doch an dem Beispiel des deutschen Ritters Ludw. v. Liebenzell, wie diese für ihre Pflicht begeisterten Männer selbst als Gefangene noch mächtig auf ihre Umgebung einwirken konnten. Wie aber das damalige Zeitalter dem Wirken der Tempel seine Hülfsung nicht verweigerte, erkennen wir deutlich in der Dichtung vom Orakel, wo die Tempelritter, dort „Tempelstein“ genannt, als Hüter des Tempels erscheinen, welcher das sichtbare Geheiß mit dem Blute des Heilandes birgt, der in seiner Liebe die ganze Menschheit umfaßt hatte.

Allein, so schön sich das in der Dichtung auch liest, in Wirklichkeit war die Triebfeder des Handelns bei den Tempelrittern, wie es scheint, häufig weniger Menschenliebe als vielmehr unbegrenzte Herrschsucht und, um dieselbe zu befriedigen, assimiliren sie sich eventuell den Juden oder Mosleminen. Schwache Charaktere wurden dabei aber leicht dem Christenthum entfremdet.

Mit Recht so sehr über dem Niveau des Möglichen stehenden nahezu isomopolitischen Idee entfernte sich der Tempelorden berattig von dem Gemüthsstimmungen und Verhältnissen, daß er oft als eine Klasse von Menschen erschien, welche in das Getriebe der einfachen Ordensbewohner gar nicht hineinpaßte. Das sehen wir z. B. klar und deutlich, als der Tempelorden die Insel Cypern von König Richard Löwenherz als Eigentum durch Kauf erworben hat. Der

Orden kann das Land nicht behaupten, weil er die Einwohner nicht zu regieren versteht und er giebt es nach kurzer Zeit wieder zurück, um dann dem neuerschaffenen Königreich Cypern in ähnlicher Weise eine Last und Landplage zu werden, wie einst dem Königreich Jerusalem. Letzteres aber ist der Christenheit hauptsächlich durch die Schuld der Tempel verloren gegangen. Allein die Dynastie Lusignan hat aus der Vergangenheit gelernt und will allmählig auf eigenen Füßen stehen, indem sie ihr Land von dem Einfluß der geistlichen Ritterorden nach und nach zu befreien sucht. Doch diese Fürsten verzeihen hierbei auch, daß sie nach Fortgang der Ritterorden keine disziplinierte Seeresmacht haben, denn im Zeitalter der Kreuzzüge sind eben die Ritterorden ein Surrogat für die noch fehlenden stehenden Heere, was man in anderen Ländern damals sehr wohl erkannt hat.

So kommt der Zeitpunkt heran, wo der letzte Hauptort der Christen in Syrien „Akkon“ verloren geht. Die Reste der Kreuzfahrer und nach hartnäckigen Kämpfen auch Johanniter und Tempel flüchten nach Cypern, wo man den Ritterorden ihren Aufenthalt erzwang, was sogar Vorstellungen des Papstes an den König zur Folge hat, der in verständiger Weise zu vermitteln sucht.

Der deutsche Ritterorden allein ist über die sich jetzt aufdringende Frage, wo die geistlichen Ritterorden nach dem Verlust Syriens und Palästinas bleiben sollen, erhaben, denn sein weitestgehender Meister Hermann v. Salza hat dem Titel eines deutschen Reichsfürsten auch ein Fürstenthum beizufügen gesucht. Im baltischen Preußenlande seit länger als einem halben Jahrhundert als Eroberer und Kolonistator thätig, behauptet der Orden den Besitz des Landes 200 Jahre hindurch und ein drittes Jahrhundert des Kampfes ist erforderlich, damit der Orden das Land wieder verliert. Allein der Stempel seiner Eigenart bleibt auch später dem Lande aufgedrückt und erfüllt die Bevölkerung desselben mit einem Geiste, welcher noch nach Jahrhunderten herrliche Kämpfe und Freitheit treiben und reifen läßt.

„Warum die Preußen waren die Begründer  
Des neuen Reichs, erscheint es wunderbar?  
Da Preußens Volk doch birgt Altweltlichlands Kinder,  
Die einst gefolgt der deutschen Ritterthaur.“  
müchte man im Hinblick auf die neueren Ereignisse sagen und, so lange ein deutscher Krieger das eiserne Kreuz trägt, bleibt auch der deutsche Ritter unvergessen. Diese Beziehung hat Max v. Schenkendorf in seinem Gedicht „die Stiftung des eisernen Kreuzes“ schon herorgehoben.

So war ein herrlich Ziel und was der Mensch  
So göttlich groß gedacht, geht immer unter?  
Der Ewigte trägt es an seiner Brust,  
Und führt es aus, jedoch nach seinem Rath.

Der Johanniterorden folgt nach dem Verlust Akkons diesem Beispiel durch Besitznahme von Rhodus, das er auch über 200 Jahre gegen die Sarazenen behauptet, um nach kurzer Ruhe in Italien, auf Malta eine neue rühmliche Thätigkeit zu beginnen. Auch mit dem Verlust Maltsas zu Ende des 18. Jahrhunderts hört er nicht auf zu existiren, ja man möchte sagen, so lange ein christliches Hospital existirt, gedankt man auch sicher der frommen Hospitaller. Ihr 800jähriges Bestehen spricht am Deutlichsten für den reichen Segen, der, von beständigen Zeiten ausgehend, zu welchen fromme Kaufleute von Amalfi einst ihre Segel hergegeben hatten, sich seitdem über die ganze Christenheit verbreitet hat.

Der Tempelorden dagegen überläßt die Bestimmung über seine Zukunft andern Personen und denkt weniger an Fortsetzung des Kampfes als an einträgliche Banquiergeschäfte, durch die er seine großen Schätze noch vermehren will. Nur der Tempelritter Roger de Flor kann sich nicht an die unthätige Ruhe gemöhnen, der sich keine Ordensbrüder im Orient hingeben. Da sich keine bessere Gelegenheit darbietet, tritt er an die Spitze von See-

räubern und heunrührt mehrere Jahre lang das Mittelmeer und seine Küsten. Leider findet er Niemand, der sich seines Arms zum Schutz der Christenheit bedienen will. In Spanien und Portugal, wo die dortigen Tempeln den Kampf gegen den Islam fortgesetzt haben, gestaltet sich ihr Loos später am besten.

Wenn aber nun die Verworfenen, auf deren Kosten sich der Tempel-Orden berücken will, auf Mittel und Wege sinnen, einen lästigen Gläubiger los zu werden, wer will sie deshalb beladen? Die Schätze der Tempel waren einst von der gesammten Christenheit hergezogen zur Eroberung und Behauptung des heiligen Landes und, wurden sie dafür nicht mehr verwendet, so hatten die Donatoren oder deren Erben ein gutes Recht, sie zurückzufordern. Denn es ist eine Eigenthümlichkeit des Mittelalters, daß man fromme Stiftungen nicht für ewige Zeiten macht, sondern die Anerkennung derselben als noch zeitgemäß und zweckentsprechend entweder von Zeit zu Zeit wiederholt, oder das betreffende Beneficium juristisch macht. Nur so konnten die Donatoren und deren Erben ihre Rechte mahnen, denn machten sie die Schenkung rückhaltlos, so wurden sie unter Umständen abhängig von ihren Almosen-Empfängern. In diesem Verhältnis befand sich der König von Frankreich. Den stolzen und mächtigen Tempeln konnte man solche Ansehung der Dinge schwer beibringen, unterließ aber die Regulierung der Rechts- und Besitz-Verhältnisse in diesem Sinne, so war das gesammte Abendland eventuell einer gewaltigen Umwälzung der staatlichen Verhältnisse und anderen Störungen ausgelegt. Große Kapitalien befanden sich in der Hand von einer Anzahl von Menschen, die, von der abendländischen Ordnung der Dinge losgelöst, über jede Rücksicht, jedes Bedenken mit Leichtgläubigkeit hinwegwinken konnten und an Unternehmungsgelust und Zuchtlosigkeit bis herab zu den Zeiten der Reformation hatten?

Zwei Jahrhunderte hindurch hatten Fürsten und Lehns Herrn des Abendlandes ihre unruhigen Vasallen los zu werden gesucht, indem sie die Kreuzfahrten derselben nach dem Morgenlande in jeder Weise begünstigten und förderten; jetzt aber kam flamm einiger unternehmungslustiger und in Folge dessen unruhiger und zuweilen dadurch unbequemter Ritter eine nach Laufenden gäbelnde wohl disziplinierte und kriegerische Militärmacht zurück in das Abendland, die keinen Oberherrn als den Papst anerkannte. Mit der gesammten Landesritterschaft durch Verwandtschaft enge verbunden, hatte dieselbe im Orient genug Beispiele gegeben, daß sie im Stande und auch Willens sei, der Fürstenmacht zu trotzen, wo sie ihr unbequem wurde!

Das war sicher eine drohende Gefahr für manden Fürsten des Abendlandes schon an und für sich, aber die Beforgnis mußte sich mehren, wo ein Fürst in der Lage gewesen war mit der päpstlichen Macht in Konflikt zu gerathen und, wenn auch momentan Sieger, doch binnen Kurzem als Besiegter dastehen konnte, wenn diese Militärmacht auf den Bedanken kam, für die Interessen des Papstes eintretend, gegen ihn zu kämpfen?

Die Thorheit eines Emporkömmlings befreit den besorgten Fürsten von seiner sehr begründeten Furcht. Trotz der Warnung des Papstes, der dem Großmeister zur Vorsicht rath und ihm empfiehlt auf die Einladung des Königs von Frankreich nur mit wenigen Vertrauten und im Geheimen herüberzukommen, erscheinen Großmeister, Ordenskapitel und Ordensschwamm im großartigen Aufzuge im Tempelhause zu Paris. Jacob v. Molay zwar nicht von Geburt aber dem Wesen nach ein Farnese, besitzt auch den vollen Dünkel eines solchen, er wagt sich erhaben über jede Warnung, weil er dem Könige von Frankreich, der des Ordens Schuldner ist, jederzeit unbequem werden kann. In Cypern konnte er das auch sicher, nicht aber auf französischem Boden und, daß einst der Orden bei einem Aufstande den König in Schutz genommen hat, giebt diesem nur Gelegenheit das Volk nunmehr gegen den Orden aufzuhetzen. Der Orden, soweit er der französischen Hauptlangung angehöret, befindet sich in einer Falle und, der sie gelegt hat, darf nur das Weg zusuchen, welches denselben unsichtbar bereits umgiebt.

Bei der nun folgenden Gefangennahme der Tempel ist König Philipp im Recht, da es sich für ihn um Fortbestand der Königsherrschaft handelt; in dem Moment jedoch, wo er von diesen kriegerischen Männern in seinem Gewaltsam keinen bessern Gebrauch zu machen weiß, als sie auf dem Scheiterhaufen sterben oder in Noth und Glend verkommen zu lassen, schlägt er seinem Lande schwere Wunden. In den Schlachten bei Grez, Poitiers und Aincourt hat Frankreich offenbar Mangel an tapferen Soldaten; bei Grez geht die Schlacht verloren, bei Poitiers geräth außerdem der König in Gefangenschaft, bei Aincourt ist die französische Krone an England momentan verloren gegangen. Zur Ausbildung brauchbarer Soldaten aber waren die Tempel mindestens verwendet, selbst wenn man es für zu bedenklich hielt ihnen selbst wieder Waffen in die Hände zu geben. So hat denn Ludwig XVI., der im Tempel gefangen sitzt, gewissermaßen auch die Schuld dieses Vorgängers büßen müssen.

Die Fürsten und Nationen Europas im 14. Jahrhundert sind noch keine Affen der Franzosen, sondern haben ihre nationale Eigenartigkeiten sich gewahrt. Das kommt auch in Frankreich verurtheilten Tempelorden andernwärts zu gut. Trotz wiederholter Widrigkeiten des Papstes, welche auf strenge Unterdrückung dringen, wird diese doch meist nur gehandhabt, um der Form zu genügen, und, wo der Orden kriegerisch geblieben ist, gestaltet sich das Schicksal seiner Mitglieder bei der Auflösung weit günstiger als in Frankreich und dem von dortiger beeinflussten Neapel. Die Tempelritter treten mit allen Ehren in die Welt zurück oder gehen in den Johanniterorden über, den der Papst zum Orden bestimmt hat.

Wo aber, wie in Spanien und Portugal, der Kampf gegen den Islam noch nicht aufgehört hat, sind die kriegerischsten Tempel unentbehrlich und werden weiter verwendet. Der seit Mitte des 12. Jahrhunderts bestehende Orden von Calatrava, sowie einige neu gestiftete Orden, z. B. Aviz, Christus, und Montsen-Orden sind dort die Erben der Tempel und nehmen die dortigen Mitglieder des Ordens in sich auf. Die Johanniter sind auf der pyrenäischen Halbinsel fast durchweg von der Besitznahme des Tempelguts ausgeschlossen. Daß der schottische Distrikt mit den Tempeln im Zusammenhang stehe, welche in der Schlacht bei Bannockburn ihr Heimathrecht erlöst haben sollen, ist eine Sage. Nebenfalls zeigt die Aufstellung der Schotten in dieser Schlacht von viel Ueberlegung und geschickter Benutzung des Terrains, was von kriegerisafahren Männern herzuhaben muß, die in den schottischen Weihen kämpften.

Während in Frankreich der König zwei Drittel des Tempelbesitzes a conto der Prozeßkosten sofort konfiszirt, geht andernwärts Manches davon in Privat Hände über, indem die letzten Tempelkornthure oder andere zeitweilige Inhaber der Besitzungen sie auf ihre Verwandten vererben. Noch im vorigen Jahrhundert soll in einem ehemaligen böhmischen Tempelschloße ein Kluger, denkender Mann einen bis dahin verborgenen gemessenen Tempelschatz gefunden und sich angeeignet haben, dessen Vorhandensein durch ein Wandgemälde andgedeutet wurde.

Wir können nach dem heutigen Standpunkt der historischen Forschung den Orden nicht gänzlich freisprechen von allen ihm zur Last gelegten Vergehen, aber wir können ihn dennoch ein gutes Andenken bewahren im Hinblick auf seine tapferen Kriegerthaten. Wenn einzelne seiner Glieder in Fesler und Kaster verriegelt, so theilten sie dieses Schicksal mit den Maffabaden der späteren Zeit, die einem Herodes den Weg zum Throne bahnen konnten. Die Tempel achteten die Königsmürde sehr gering und haben mehr als einem unfähigen Ramme die Krone verschafft, um statt seiner ungenügend herrschen zu können. Laßen die Tempel aber die Thaten der Maffabaden, mit denen der Papst sie verglichen hatte, so wurde es für sie verhängnisvoll, daß die katholische Kirche die Apokryphen mit den kanonischen Schriften gleichstellen will.

Die tapferen Thaten der deutschen Ritter sind ein Erbtheil der

Tempel und in ihren Kothüren konnte man Lurpölenbrot noch lange, nachdem man die thürichter Weise später abgeschafften Lurpölen längst vergessen hatte. Der Geist der Freiheitsriege aber, entstanden in dem ehemaligen Deutschordenslande Krefzen, hat sich als eine Art Strafgericht gegen die Nation gewendet, welche sich einst zu Kerkern und Schergen der Tyrannei bereitwillig mißbrauchten ließ, um ihre tapfern Söhne mordend zu heilen.

Nach heute ist das rote Kreuz ein internationales Symbol, aber seine Träger schlagen keine Wunden mehr, sondern sie sind bemüht solche zu heilen. Es bezeichnet gerade das, was den ehemaligen Tempeln fremd war, „barmherziges Samaritanerthum“.

Fühlen wir uns schmerzlich berührt, wenn wir lernen, wie so viele edle Männer die Schuld einzelner unwürdiger Ordensmitglieder haben mitbüßen müssen, so ist zu bedenken, daß gerade die besten Elemente im Orden betruhen waren denselben rechtzeitig zu reformiren. Dätte Hugo de Peyraud seine richtig erkannte Idee zur That werden lassen, eventuell unter Einlegung seines Lebens, vor könnten diesem Kämpfer für die Wahrheit auf das Grab schreiben:

„Eripuit cuelo fulmen, sceptrumque tyrannum“.

Jacob v. Molay, der den Orden hauptsächlich durch Unüberlegtheit in die schlimme Lage gebracht hat, die seinen Untergang herbeiführte, hat die Schuld mit dem Tode zu büßen gesucht, obwohl er sein Leben retten konnte; aber so mannsfäß das auch erscheint, dem Orden selbst half dieser Opfermuth eben so wenig wie der Selbentod Ulrichs v. Jungingen und seiner Geküetiger bei Zannenberg den deutschen Orden vor den gefährlichen Folgen kränkelren konnte, welche Unüberlegtheit der Obren über ihn gebracht hatte. Mit den Hohenstaufen aber haben die Tempelr es gemein, daß Beide über kosmopolitische Ideen die nationale Waise verloren.

*W. H. H.*

## Erstes Auftreten der Familie „Stein“.

Unweit Schweinfurt, im ehemaligen fränkischen Gau Grabfeld, steht man auf drei Bergen die Ruinen dreier Schloffer, als einen Schmuck der ganzen Gegend. Der höchste trägt die Ruinen der schon im 12. Jahrhundert, auf Friedrich I. Obot, zerstörten Burg Bramberg; auf der anderen Höhe ragen Ruinens Trümmer; und die von Altenstein, mächtiger als jene, starren vom dritten Berge. Es ist dies das Stammhaus der noch in mehreren deutschen Ländern blühenden Familie, der „Freyherren von Stein“, — ein Name, welcher in der Geschichte unseres Vaterlandes häufig ehrenvoll, jedoch nicht immer stedenlos, erwähnt wird.

Schon in den Kämpfen der Franken und Sachsen, zu Pipin's und der Karolinger Zeiten, kannte man das Geschlecht. Es haufte sich in einer noch älteren Burg, welche, nur an wenig Substruktionen noch kenntlich und  $\frac{3}{4}$  Stunden von der Altensteiner Ruine entfernt, die Heidenburg heißt. Die Zerstörung derselben fällt in die Zeit jener Kriege; Altenstein mag ihr seine Erbauung verdanken. — Die Stein von Altenstein waren ein rühriges, tüchtiges, thatenfrohes, aber auch unruhiges und selbstsüchtiges Geschlecht. Schon in den ältesten Bergschiffen der Turniere, aus dem 10. und 11. Jahrhundert, werden sie erwähnt.

Die Ritter von Altenstein thaten sich in den Kreuzzügen hervor, kämpften als Johanniter- und Tempelritter, und einer dieser Familie verpflanzte die westfälischen Wehmänner nach seinem fränkischen Vaterlande. Noch zeigt man die unterirdischen Wehnhallen, in welchen die furchtbaren Richter ihre Sitzungen hielten und heimlich Urtheil sprachen über die Oeklandten, und Kerker sieht man, in deren Wänden die Verriegelungen, in welchen ehemals die Ketten befestigt waren, zu erkennen sind. Einen Steinblock, der in einem Gewölbe liegt, hält die Sage für die heimliche Nidhtstätte.

Auch als Begelegerer und Anführer war der Name „Stein“ frühzeitig gefürchtet. Ein Heinrich von Stein steht 992 an der

Spitze der auführerischen Bauern, welche das Joch der Geistlichkeit, die damals allmächtig war und das Volk mit Erpressungen aller Art belastete, mit Gewalt abzuheulen versuchten. Ein Stein figurirt in den bekannten Brambachischen Händen als Hauptabstuführer und Mißthätiger beim Morde des Fürstbischöfs Adolph v. Absa, und endlich als Strafgenosse des Mörders, mit dem er nach Vollstreckung der Meichsdorf auf dem Wartplatze enthaupet wurde. Die Burg Altenstein wurde Zuge mancher Schauer erregenden Szenen, da die Ritter durch Brechen des Landfriedens in der Zeit, wo die Faust eines Gewaltigen das Symbol der Gerechtigkeit war, gar sehr berüchtigt und gefürchtet wurden, doch das war dem rührigen, kraftvollen und thatenbunigen Geschlechte einerlei. Die zwölf Ritter von Stein, die als Söhne eines Vaters im Jahre 1250 auf dem Altenstein haufeten, hielten, wie so viele ihrer Standesgenossen, auf ihrem Thurme das Panier der rohen Gewalt aus.

Die Altensteiner Schnapphähne und ihre Weisgen wagten sich zuweilen bis an die Thore von Nürnberg und Erfurt, wenn es galt, reichen Kaufleuten aufzuspinnen und festbare Gütertransporte zu plündern. Täglich zogen 6 der Haubrüder wie Wäffe auf Staub aus, während die übrigen die Burg hüteten. Zuweilen ließen sie ihren nächsten Lehnsferrn, den mächtigen und kriegerischen Fürstbischöf Giring von Würzburg in Ruhe, aber ihr Erfolg trieb sie zu Berwegenheit.

1254 erscholl ein allgemeines Aufgebot des Bischöfs, demzufolge ein Altensteiner Haufen aus dem Felde geschlagen und die Burg berannt wurde. Lange lagen die bischöflichen Mannen vor Altenstein, jeder Anschlag scheiterte an der Wachsamkeit und eisernen Zapferkeit der 12 Brüder, bis der Bischöf unter erbauchter Verzeigung als Wast in Altenstein einzog. Der Tag verging unter zeitlichen Schmaufereien und schon brach die Nacht ein, da erloschen ein Vage des Bischöfs und forderde einen nach dem andern auf, zu Giring zu kommen. Kaum tritt der erste ein's Gemach, so wird er geknebelt zum Nichtsloch geschleppt und von dem verteilenden Schatzmeister enthaupet. So ermorbet der graufame, arglistige Mann 11 der Brüder, als er Herbergen, den zwölften, ruhen ließ. Diesen hatte eine böse Ahnung gefaßt und sich ein Waldmeffer eingefest. Er tritt in das Morgemach; ein Blick genügt, er zieht entgeschlossen das Messer und dolcht rechts und links die Anfallenden nieder. Als er sich zu seinem Mörder Bahn brechen will, fühlt er seine Kraft sinken, er schludert ihm das Messer mit solcher Festigkeit in's Gesicht, daß es ihm die Nase vom Kumpfe trennt. „Weineibiger!“ war sein letztes Wort, zum Bischof gesprochen. Die Leichen der zwölf Ritter von Stein wurden an das Kloster Langheim zur Beerdigung ausgeliefert. Vier und Güter bekam Siegfried von Stein zu Lehen, ein Johanniterritter und der nächste Erbe der Ermorbeten.

Altenstein fiel im Jahre 1525 den auführerischen Bauern in die Hände, welche es plünderten und zerstörten. Der Wagherr, Ritter Claus Ludwig v. Stein, kommandirte damals als Feldhauptmann am Rheine Schnell zog er mit einigen gemorbenen Häuflein von die Städte Obern, Maroldsweier und Maroldsweilach, und nahm schredliche Raube an den gefangenen Bürgern.

Dem Vau eines Schlofles rekonstruirten des Bauherrn Tröhner und schlugen ihn todt. Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts stand Pfaffenort leer, als die Familie dorthin übergesiedelt, verfiel die Burg bald.

II. Graf S.

## Wiener Kriege.

VII.

Wien, den 4. März 1884.

Dem Kalender nach ist der Jährgang zwar vorüber und sollte mit dem Hfermittinng in den Gemüthern der schönen Sündenbinnen die Neue ihrer Einzug gehalten haben. Das Raach der Sünde scheint jedoch allerorts noch nicht zum Ueberlaufen voll zu sein, da

die jungen Damen, ob geschürt oder ungeschürt, dem Vergnügen des Tanzes nicht entsagen wollen und sich überall dorthingezogen fühlen, wo der Fiedelbogen regiert. Da man also noch allgemein tanzt, ist es verzeihlich, wenn an dieser Stelle der Fiedelgesellschaften noch einmal gedacht wird. Die auf neuen letzten Brief folgende Woche war übrigens die bewegteste, in sie fiel der sogenannte "bürgerliche Hofball" und das Kostümfest im Militärkasino. Der bürgerliche Hofball recto Ball der Industriellen giebt alljährlich dem Bürgerthum Wiens Gelegenheit, seine Schulden gegen dem Herrscherhause auf dem Karquet darbringen zu können, da die kaiserliche Familie den Vertreter der Bürgerschaft die Ehre erweist, auf dem Industriellen-Balle in ihrer Mitte zu erscheinen. Dieser Umstand allein wäre schwerwiegend genug, eine große Anziehungskraft auszuüben und die Kaufleute zur Entfaltung ihres Reichthums zu veranlassen, wird aber noch durch die Lokalitäten, in denen der Ball stattfindet, unterstützt. Der Kaiser stellt dem Ballomite nämlich die Meubentafel in der Hofburg zur Verfügung, so daß die Bürgerschaft den Monarchen in seinem eigenen Hause zu empfangen die Ehre hat. Wer also in der Burg tanzen will und zu einem Hofball nicht geladen wird, kann seinen Wunsch bei den Industriellen befriedigen — daß Viele von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, braucht nicht erst versichert zu werden. Genöthigt bedachte Ihre Majestät die Kaiserin bei dieser Gelegenheit die Ballgäste durch ihr Erscheinen, was um so größeren Werth hat als die durchlauchtigste Frau keine Freundin von geräuschvollen Festen ist, und die Ruhe dem Lärm und der Hitze eines Ballsalles vorzieht. Ihre Majestät hatte dem Ballomite ihr Erscheinen versprochen und wollte deshalb, obgleich sie am Nachmittage von einer heftigen Migräne befallen wurde, den Ball besuchen, wogegen jedoch der Leibarzt Dr. Wiederhofer auf das Entschiedenste protestirte.

Venor der Hof den Saal betrat, hatte sich die Nachricht von dem Unwohlsein der ersten Frau des Reichs unter den Ballgästen schnell verbreitet und allgemein wirkliche Theilnahme erregt. Gegen zehn Uhr öffneten sich die Flügelthüren zum Heinen Redoutensaal und der Kaiser, am Arme die Kronprinzessin, betrat den Saal, gefolgt vom Kronprinzen mit der Erzherzogin Marie, dem Herzog Ludwig in Bagien, den Herren Erzherzogen Ludwig Victor, Eugen, Wilhelm und dem Prinzen von Sachsen Weimar. Die allerhöchsten Herrschaften vom Publikum lebhaft begrüßt, begaben sich auf die für dieselben berechnete Tribüne, wofelbst die Frau Kronprinzessin mit den Patronessen konversirte, während Sr. Majestät mehrere Herren durch Ansprachen auszeichnete. Nach einer Stunde verließ der Hof in derselben Ordnung den Saal und bald darauf alle diejenigen, welche den tangenden Paaren Raum schaffen wollten, so daß der große Redoutensaal den Eindruck der Leere machte.

Am Sonnabend nach dem Industriellen-Ball fand im Militär-Kasino ein überaus glanzvolles Kostümfest statt, welches ebenfalls durch die Gegenwart des Hofes ausgezeichnet wurde. Aber auch dieses Mal konnte Ihre Majestät nicht erscheinen; war die hohe Frau krankeitschwer vom Industriellenballe ferngeblieben, so mußte sie, um die bürgerlichen Kreise nicht zu verlernen, auf den Besuch des Kasino's verzichten. Das Militär-Kasino besitzt in Wien zur Zeit noch kein eigenes Gebäude und ist daher gezwungen, die nothwendigen Räumlichkeiten zu mietzen. Mit vieler Mühe hat man ein passendes und zugleich würdiges Lokal gefunden, dessen Räume ganz darnach angefaßt sind, die erlauchtesten Gäste empfangen zu können. Das jetzige Militär-Kasino ist in dem Gebäude der alten Börse, dem ersten Bauwerk Ferstel's, des Erbauers der Rotirische. Als Ferstel die alte Börse baute, war er junger noch unbekannter Architekt; durch ihre Vertheilung hat er die Aufmerksamkeit der Kunstwelt auf sich gezogen — der junge Löwe zeigte zum ersten Male seine Krallen.

Für halbzehn Uhr war der Hof angefaßt und schon eine Stunde

vorher hatten sich nahezu 2000 Personen, unter welchen sich gegen 800 Damen befanden, in den Räumen eingefunden und im großen Festball Platz genommen. Der Prääsident des Kasino's F. J. M. Baron Padeny, der Vizepräsident, F. M. L. Eder von Etsh, sowie das Komité standen an der großen Treppe zum Empfang des Hofes bereit, die Generalität mit dem kommandirenden General F. J. M. Freiherrn v. Bauer an der Spitze erwartete den Hof im Vorjaal. Gegen Neun fuhren die Herren Erzherzoge Wilhelm, Rainer, Ludwig Viktor, Karl Salvator, Eugen und Franz vor und eine Viertelstunde später erschien Kronprinz Rudolph mit der Frau Kronprinzessin. Zum Empfangen der Frau Erzherzogin Stephanie hatten sich die Baronin Padeny und Frau v. Etsh nebst Ködtern zum Entree gegeben, wo die Kronprinzessin aus den Händen der Baroness Padeny ein Rosenbouquet und von Fr. v. Etsh eine Tanzordnung in einem geschmackvollen Etui entgegennahm. Das kronprinzliche Paar betrat hiernach den Vorjaal und harrete hier auf die Ankunft des Allerhöchsten Reichsherrn, der um halb zehn Uhr eintraf und die Kronprinzessin, gefolgt von den Mitglieder des Hofes, in den Saal führte. Die Kronprinzessin nahm in einem feuertheil Platz, der Kaiser und die Prinzen blieben stehen und betrachteten mit großem Vergnügen den überaus gelungenen und äußerst geschmackvoll von Herrn Major v. Feyer, ehemaligen Hofmarschall des letzten Prinzen Wafa, und Walter Trutin arrangirten Festzug. Der Aufzug bestand aus fünf Gruppen, die vier Jahreszeiten und das Gefolge des Prinzen Carneval darstellten. Der Zug durchschritt paarweise den ganzen Saal und beendete vor der Frau Erzherzogin. Als die Frühlingsgruppe zu der hohen Frau gelangte, verließ das jugenblühe Fräulein v. Feyer die Reihen und legte der Kronprinzessin einen Korb mit Feldblumen zu Füßen, welchen Höflichkeiteliebe dankend annahm. Sobald sich der Zug aufgelöst hatte, erlangen die munteren Tanzweisen, und mit ihnen hielt die Fröhlichkeit ihren Einzug. Der Ball war jedoch so stark besucht, daß es an Waagaltigkeit grenzte, sich in das Gemüthe der tangenden Paare zu stürzen; wer dem Strudel ungetreten und ungeschloßen entronnen, konnte von Glück sprechen. Um die elfte Stunde erhob sich der Hof, nachdem die höchsten Herrschaften ihren Beifall auf die schmeicheligste Weise ausgesprochen hatten, und verließ den Saal unter dem donnernden Hoch der Gäste, welche bis zum Ausgang Spalier bildeten. Die Art der Verabschiedung vom Hofe ist in Wien üblich, doch habe ich noch niemals auf einem Ball ein so kräftiges und anhaltendes Hoch gehört wie auf dem Militär-Kasino; hier merkte man, daß sich Niemand scheute, seiner Verehrung für das Herrscherhaus Ausdruck zu geben. Auf anderen Bällen übte das äußerst hühe Hoch immer einen peinlichen Eindruck auf mich aus und wäre es oft besser, eine Ovation zu unterlassen, wenn man nicht überzeugt ist, daß sie gelingt. Auf fallend war das sporadische Auftauchen der Kammerer im Kasino, und sollte man meinen, daß die Herren an einem Abend, wo Sr. Majestät dem Offiziercorps eine solche Ehre erweist, auch den Weg ins Kasino finden könnten.

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß der Kronprinz und Erzherzog Johann den famosen Mr. Bastian entlarzt und als Schwinbler bloßgestellt haben; unbelannt wird es jedoch noch sein, daß der Kronprinz den Mr. Cumberland, den Anti-Spiritisten, zu einigen Vorstellungen zu sich geladen und eine „anti-Spiritische Soence“ in seinen Gemächern veranstaltet hat. Mr. Cumberland erschien in Begleitung seiner Gemahlin und wurde durch den Oberhofmeister Grafen Bombelles den hohen Herrschaften vorgestellt. Cumberland's Manifestationen begannen mit der Redantentunst, nämlich dasjenige zu erathen, was eine andere Person denkt. Er erklärt, daß die Kunst nichts anderes sei, als der Ausfluß einer besonders scharfen Auffassungsgabe, die von schwindlerischen Medien als übernatürliche Gaben hingestellt wird, und geht folgendermaßen zu Werke: Cumberland verbindet sich die Augen und führt die Hand desjenigen, dessen



„Se mehr in mir der Wunsch regt vor, wieder einmal eine Schöpfung Ihrer Gabe auf der königlichen Bühne zur Verfertigung zu bringen, desto lebhafter muß ich es bedauern, daß ich in dem vorliegenden Falle mich genöthigt sehe, auf die Realisirung dieses Wunsches Verzicht zu leisten. Und zwar aus einem sehr triftigen und gebieterischen Grunde, indem Sie gegenwärtige Dichtung nämlich als ganz zu seinen Bedürfnissen heran, deren je weilige Verfertigung mit dem Aufstichte schließt, welche die königliche Bühne dadurch zu nehmen hat. Wenn ich nicht bisher immer schon vorantgetreten, so von der Aufführung jener modernen französischen Dramen, in denen der Gebrauch eine Rolle spielt, Abstand zu nehmen, so muß ich es mir, um nicht mit mir selbst und meinem Prinzip in Widerspruch zu geraten, verlangen, das Werk eines deutschen, wenn auch hoch hervorragenden Dichters, in Szene setzen zu lassen, welches den gleichen gesellschaftlichen Charakter zur Grundlage hat.“

Das Spielhaus'sche Stück wird wohltheilich nur im „Refidenz-Theater“ zur Aufführung kommen, da das „Deutsche Theater“ sich dadurch verletzt fühlt, daß der Dichter sein Stück zuerst dem königlichen Schauspielhaus und nicht dem „Deutschen Theater“ angeboten hatte.

Während vom „Refidenz-Theater“ augenblicklich über das leider nur kurze Gastspiel der Frau Ottilie Genée berichtet wird (dieselbe tritt in den drei Stücken „Die Frau Deputirter“, von Gustav zu Putlitz, „Madame Flor“, „Hoffe von Gork“, und der Novität „Jertreat“ auf), unterhält man sich vom „Deutschen Theater“ über den Austritt des Herrn Friedrich Daase. Wie Weßardt, so muß jetzt auch Daase ca. 18.000 Mark „Kunstsold“ zahlen — als ob die Neue nicht ohnehin groß genug gewesen wäre? Herr Daase hat im „Deutschen Theater“ nicht das gefunden, woran bisher sehr hervorragende aber leider auch sehr verwöhnliche Charakteristiker gewohnt war. Weder reiche Einnahmen, noch viel Beifall ist ihm zu Theil geworden. Schließlich hat der Aetzer noch seine Gesundheit angegriffen. Künstler wie Daase sind zu bedeutend für solche Künstlerheere. Sie dulden keine Witter neben sich.

In vergangener Woche hat das „Deutsche Theater“ das vortreffliche Schauspiel von Gustav Freitag, „Die Valentine“ zur Aufführung gebracht. Der Dichter schildert darin in seiner noblen Weise nicht nur das Vorfleben in einer kleinen Refidenz, sondern behandelt neben einem interessanten Herzenskonflikt auch ein sojiales Problem, indem er unter Entfaltung wohlthuenden Humors dem Helden einen Spießbuden in den Weg treibt, der schließlich zum ethischen Menschen gemacht wird. Bekanntlich ist die Verlobte der Dichter für die Spießbuden nicht gering. Der alte Hebel, obwohl Prälat, erzählt mit köstliche Drollgeschichten und liest mit „wiedergeborener Freude“ seine sonderbaren Helben ethischen Leuten allerlei Rollen spielen. Freitag setzt die Sache endlich auf komisch in seinem „Markus König“, wie auch in der „Valentine“. Er zeigt auf das Gemüth, auf die Anhänglichkeit der verirrt Kinder hin und auf die Nothwendigkeit, sie für die menschliche Gesellschaft zu retten, anstatt sie, wie es früher geschah, schon des kleinsten Diebstahls wegen mit dem Tode zu bestrafen.

Die zu harte Bestrafung von Eigentumsvergehen kennzeichnete von jeher die Zeit der Barbarei und des Materialismus. Wie die Rechtspflege in den letzten Jahrhunderten mit jener Grausamkeit erbrochen hat, so auch die Dichter des Volkes. In der humanen Auffassung heißt Schatepape ganz auf den Schultern des enthaupteten Kavaliers Thomas Morus, der in seiner „Utopia“ die neue Zeit im Geiste erschaffen hatte. Schatepape versteht den Grundsatz, das Höher noch als das Leben Höher und guter Namen erachtet werden muß. Nicht den, der ihm nur den Wunsch flücht, sucht er zornig zu vernichten, sondern den Grenzüebler. In nächster Zeit wird das „Deutsche Theater“ von dem großen Briten „Shakespeare und Julie“, dieses hohe Lied der Liebe, zur Aufführung bringen.

Im Wallner-Theater wird statt der einseitigen Stücke von Sonnabend ab ein vielseitigerer Schwan in 4 Akten von Julius Hofen zur Aufführung kommen. Hofen leistet in Wortwie in der Situationskomik ganz Erhebliches, und wird sein Stück zweifelsohne dem Erleuchtungbedürfnisse doppelte Verfertigung bei der guten Besetzung Seitens der besten Kräfte des Wallner-Theater gewähren. Das „Wallner-Theater“ legt seinen Schwerpunkt darin, den alten guten Kuf dieser Bühne aufrecht zu erhalten. Es verfügt über ein ungewöhnlich zahlreiches Personal, dessen Mächtigkeit außer Frage steht. In feineren Lustspiel und Konversationsstück, wie in der Komik wird geleistet, was überhaupt nur vorzuzug werden kann. Die Direktion thut viel und verweilt in reichem Maße die rechte Unterstützung durch die Dichter und das Publikum.

Wie es heißt wird die Operette „Hoffmann's Erzählungen“ bereits am 15. d. M. zum ersten Male im „Neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater“ aufgeführt werden, obwohl die „Kritikareise“, die in diesen Tagen ihre 50. Aufführung feiert, noch

immer zugkräftig ist. Kontraktliche Verpflichtungen zwingen die Direktion, einstweilen Offenbach mit Sappé zu vertauschen.

Am „Balkhalische-Operetten-Theater“ nehmen die Froben zu Genée's „Hoffne“ gegen Fortgang. Einsteilweilen bemüht sich indeß noch die Zugkraft „Ranon's“. Am letzten Dienstag Abend gab Herr Kommissionsrath Großkopf seinem Personal ein kleines Fest, dessen Verlauf von dem guten Verhältnisse zwischen Direktion und Künstler erheutes Zeugnis gab.

Das Kroatische Etablissement ist von Herrn Wahnmann bis zum 15. Mai und sodann vom 17. September bis 1. Juni 1885 in Theaterweden gepachtet worden. Es sollen mit Mitglidern hiesiger Bühnen Sollen und Operetten zur Aufführung kommen. Die augenblicklichen Konzerte von Frau Loadim im Kroatischen Theater werden gut besucht.

Das Wagner'sche Bühnenensemble „Artinal“ soll in Bapreuth vom 21. Juli bis 8. August abermals zur Aufführung kommen. Wahrscheinlich aber wird jetzt, da der Meister tot ist, die Pilgerfahrt weniger zahlreich als früher ausfallen. Denn sehr viele „Kunstvereine“ wollten einzig und allein den Meister Richard sehen, als sie sich zur Reise nach Bapreuth entschlossen.

## Bücherschau.

Die rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung von M. Spemann in Stuttgart erbt zur Zeit ein neues Werk, welches Laubenden willkommen sein dürfte. Dem Jahre zu Jahre wächst die Zahl Derjenigen, welche kleinere oder längere Zeit an der „Misterei“ gelebt haben. Es gibt wenige Familien, aus denen nicht ein Knechtwender in Nizza, Mentone, San Remo Stärkung genügt hätte, und welcher Naturfreund ließe sich nicht ein großes frohe Wandertage, dieses sonnenwarme Winterstiel am palmengestäumten blauen Adriatischen Meer in Wort und Bild vorführen? Ein Spezialbuch über die „Misterei“ existirt bisher jedoch nicht und bedürft deshalb der Spemann'sche Verlag, ein solches zu erthen, dessen erste Heft nunmehr vorliegt. Das Werk erscheint in 12—14 Folio-Heften à 2 Mk. und ist die Ausführung dem Professor Waldemar Kohn und dem Vater S. Nestel übertragen. Ersterer ist als Schriftsteller über Italien vortheilhaft bekannt und letzterer ein feinsinniger und trefflicher Künstler, wie die Illustrationen in dieser Heftreihe bereits beweisen. Der Zeit wird sich in folgenden Heften anschließen: Die Winterstätten Nizza, Monaco, Mentone, San Remo, San Remo. San Nizza nach Mentone. Vom Meer und weiter der Misterei. Die italienische Riviera bis Genua. Vom Pflanzen und Bäumen. Dimerats in San Remo. Das erste Heft läßt bereits erkennen, daß sich Schriftsteller und Vater ihrer schönen Aufgabe mit warmer Liebe widmeten und daß vor es hier mit einem Kunstwerk ersten Ranges zu thun haben, denn man im Publikum nur die reuene Mischung ins Reich der Kunst werden über die Fortsetzung des Werkes gelegentlich mehr berichten.

In denselben Verlage ist erschienen: „Machtst du Kunstgewerbe“. Ein Handbuch für Haus, Schule und Werkstatt, von Jakob v. Falke. Ein sehr gründliches und vortreffliches Werk, brauchbar für den Künstler wie für den Laien. Es behandelt in 3 Abtheilungen den geschichtlichen Gang im Kunstgewerbe und Kunstgeschmack, die allgemeinen ästhetischen Grundprinzipien für das Kunstgewerbe und schließlich die einzelnen Zweige desselben ins Detail. Da finden wir Porzellan und Schmuck, Möbel, Gewebe und Stickereien, kurz Alles, womit wir im häuslichen oder gesellschaftlichen Leben unser Heim und uns selbst schmücken, in der eingehendsten Weise vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet und beleuchtet. Das Buch sollte doch ja für die Widothrit jedes vornehmen Hauses angeschafft werden. Aber ein Dutzend Kenner hat weniger! Was nur sie kein Haus für das Leben erludet, nicht gut thun, das Buch vorher sorgfältig zu studiren, damit er es versteht, zum Guten den Klang und den Schimmer zu fügen, und die Einwirkung seines Hauses, die ja doch ein Leben hindurch dauern soll, richtig ertragen und bearbeiten zu können. Was die äußere Ausstattung des Buches betrifft, so ist dieselbe eine Art Verwirklichung dessen, was die Kunst der Kunstwerke ausmachen muß. Die schöne Eleganz mit der größten Vornehmheit. Dies erweist sich auf das höchste Prachtbuch; nur Luft am Schönen an sich hat und Luft, sich am Schönen zu betheuren, der geht hin und faule es.

Aus dem gleichen Verlage liegt zur Zeit die dritte gültig umgearbeitete Auflage des geographischen Handbuchs: „Die Erde und ihre Völker“, von Friedr. Wilhelm Hellmuth, vor. Die feinsten Nachdrucke und neue Beiträge bei Ordnung dieses Werkes vornehmen, müssen als sol und ganz erreicht bezeichnet werden. Es haben ein Buch gegeben, welches in nicht allzuweit gestrichen haben in geschmackvoller Darstellung, mit Sorgfältigkeit des besten Druckmaterials und der Verdichte der neuesten Notizen die Ergebnisse der modernen Erd- und Völkerkunde zu einem lehrreichen und zugleich anziehenden Gemälde gestaltet. Einmalen das die Feinheiten und Gründe auf den Umfang eines einzigen Bandes zusammengefaßt worden sind, ist es dennoch möglich gewesen, nicht nur keine Schmälerung einzutreten zu lassen, sondern denselben noch anscheinlich zu vermehren. Die dem Buche beigegebenen Karten sind genau verziert und auf den neuesten Stand gebracht, und ein Gleiches ist der Fall mit den sorgfältig bearbeiteten statistischen Tabellen, welche überdies noch ein reiches Material zur Fernermehrung enthalten. Wir empfehlen das Buch auf das Angenehmste.





